

Gedanken zum „Stabat Mater“ von Antonin Dvorák



Der Karfreitag ist für uns ein Tag der Stille und des Nachdenkens. Wir erinnern uns an die Kreuzigung Christi vor über zweitausend Jahren, an ihre Ursachen und ihre Wirkung. Es liegt nahe, dieser Erinnerung über den Gottesdienst hinaus in einem Konzert Raum zu geben.

Neues Testament und Liturgie halten vor allem zwei textliche Optionen bereit, sich dem Karfreitagsgeschehen musikalisch zu nähern. Zum einen gibt es die Passionen, die ihr Programm schon im Namen tragen: In Oratorien, beispielsweise von Bach, Telemann, Martin oder Penderecki wird die Passionsgeschichte aus den Evangelien nacherzählt. Ihre Bedeutung für den Einzelnen wird von Chor und Solisten reflektiert. Die Sequenz „Stabat Mater“ ist hingegen aus dem Mittelalter stammend nicht nur erheblich jünger als die Evangelien. Ihr unbekannter Verfasser fokussiert die Wahrnehmung von Christi Leiden und Tod auf den Blickwinkel einer Zeugin des Geschehens, die Trauer und Verzweiflung auf Golgatha vermutlich noch intensiver als andere empfunden hat: Maria, Jesu Mutter.

„Stabat Mater dolorosa“ beschränkt sich jedoch nicht auf eine Beschreibung der Emotionen Marias. Der Leser (und Hörer) wird aufgefordert, seinerseits am Kummer der Mutter Anteil zu nehmen („Me sentire vim doloris fac ut tecum lugeam – lass mich die Tiefe des Schmerzes empfinden und mit Dir trauern“). Auch die Bedeutung der Kreuzigung wird in Erinnerung gerufen: „Tui nati vulnerati tam dignati pro me pati poenas mecum divide – Lass mich Anteil nehmen am Leiden Deines Sohnes, der seine Wunden für mich erlitten hat.“ Was für manchen Zeitgenossen lediglich gewirkt haben mag wie die Hinrichtung eines unbequemen Revolutionärs ist vielmehr die Realisierung des göttlichen Heilsplanes. Christi Kreuzigung ermöglicht die Erlösung für jeden von uns. Die Hoffnung darauf bildet gleichzeitig den Schluss des Textes: „Quando corpus morietur fac ut animae donetur paradisi gloriae – Wenn der Körper sterben wird, gib, dass die Seele ewiges Leben erhält.“

Antonin Dvorák Vertonung ist nicht nur von dem Bestreben getragen, den Text und seine Botschaften authentisch zu interpretieren. Der Komponist schrieb das Werk 1877 unter dem Eindruck des Todes seiner Kinder durch Krankheit im Säuglingsalter. So war er bemüht, die kontroversen Assoziationen mit Golgatha nicht nur dem Zuhörer, sondern auch sich selbst erneut ins Bewusstsein zu rufen. Den raschen Wechsel widersprüchlicher Emotionen beim Verlust eines geliebten Menschen durchlebte Dvorák selbst. Entsprechend ging er in seiner Musik weiter als der Verfasser der textlichen Grundlage. Letzterer arbeitete sich nach und nach vom Schmerz über den Hinweis auf Mitschuld zum Erlösungsgedanken. Die motivische Identität in Dvoráks Eingangs- und Schlusssatz versinnbildlicht hingegen, dass Hoffnung für die Menschheit bereits im Moment der Kreuzigung bei aller Trauer Präsenz findet. Auch der Gedanke, Kummer durch (wörtlich verstandenes) „Mit-Leid“ erträglicher zu machen ist sicher bereits ein Anliegen des Textdichters gewesen, tritt aber in Dvoráks Musik verstärkt in den Vordergrund. Ohne oberflächlich relativierend zu wirken, zeichnet das Oratorium die lindernde Wirkung echter Anteilnahme am Schmerz der Maria nach. Nachvollziehen und trösten, Gefühlen freien Lauf lassen und sich zusammen reißen – alle Facetten der Trauerbewältigung als (Mit-) Betroffener haben im Wechsel zwischen Chor, Solisten und orchestralen Klangfarben ihren Platz. Ganz wie im realen Leben wechseln sie einander auch musikalisch oft überraschend ab. Die Kenntnis der Bachschen Kantaten, der Messen Bruckners und des „Deutschen Requiem“ seines Freundes Brahms bezog Dvorák in seine Arbeit ein und entwickelte eine unverwechselbare eigene Klangsprache, die im „Stabat Mater“ einen Höhepunkt erlebte.

Am Ende wird der Schmerz nicht vergessen, aber kompensiert. Das Duett in Nr.8 fordert dazu auf, die Erinnerung an Christi Tod zu bewahren und in künftigem Leben und Handeln zum Maßstab zu erheben. Die Altarie Nr.9 wirkt wie ein Aufbruch in neu gewonnenem Vertrauen nach langer Depression. Umso nachdrücklicher gestalten Chor, Orchester und Solisten im Schlussteil das „Amen = so sei es“ in seiner Wirkung eher zu einem „so ist es.“ Diese Gewissheit kann jeder Zuhörer mit nach Hause nehmen.